dorf und seinem alten Mussa gekommen, daß es sich nicht mehr aushalten ließ. Nun war er bald am Ziel.

Das trübe Licht, das dort in einiger Entfernung brannte, mußte doch die Laterne vor dem Steinhaus sein. Was würde Mussa machen, wie würde es sonst im Dorfe sein? Wie er daran denkt, wird sein Schritt noch etwas beschleunigter und er hebt den Kopf höher.

Nun sieht er auch, wie rabenschwarz die Nacht geworden ist. Das Moorland beginnt zu schreien. Wie ganz nahe tanzen Lichter auf. Ganz dicht über der Erde liegt lauernd verhaltener Sturm.

Johannes steht jetzt dicht vor dem Steinhaus. Auch ihn überfällt eine undeutbare Unruhe. Wohin soll er nun? Bei der alten Annethrin könnte er schon unterkommen. Und dann sind ja noch soviele Stallungen da, wo er zur Not bis zum Morgen einen Unterschlupf finden könnte. Aber er kann sich dazu nicht entschließen. Johannes zieht sich zu der kleinen Stalltürluke des Steinhauses empor. Zuerst will er doch sehen, was Mussa macht.

„Mussa!" ruft er leise.

Mussa fährt zusammen und sein freudiges Wiehern klingt in die Nacht. Er hatte seinen alten Pfleger sogleich wiedererkannt, worüber Johannes glücklich ist.

Es lag etwas in dem Wiehern, als freue Mussa sich, in einer drohenden Gefahr einen guten Freund und Helfer gefunden zu haben. Johannes versucht, die Stalltüre zu öffnen, um Mussa streicheln zu können. Aber vergebens, die Türe ist fest verschlossen. Wohl könnte er sich Eintritt verschaffen. Er brauchte sich nur ein paarmal gegen die morsche Brettertür zu stemmen und das weiche Holz würde kaum lautbar splittern. Noch aber hat er diesen Gedanken nicht gefaßt.

Da wird es plötzlich taghell; so giftig grün ist das zischende Licht, daß die Augen noch für Sekunden schmerzen. Dann folgt ein ohrenbetäubender Knall, der zu einem unheimlich starken Rollen anschwillt. Johannes steht mit geschlossenen Augen wie betäubt. Erst nach Sekunden begreift er, daß weite Strecken Moorlandes in Flammen stehen. Dafür reicht die kleine Gemeindespritze nicht aus. Sofortige Hilfe aus allen Nachbardörfern ist notwendig. Mit Wucht rennt er gegen die Stalltür an. Die bricht zusammen und mit schnaufenden Nüstern steht Mussa in der Oeffnung.

„Mussa", ruft Johannes und noch einmal wiehert das alte Pferd. Schon sitzt er auf seinem Rücken, und im gestreckten Galopp rast Mussa der Landstraße zu, die zu der größeren Siedlung führt.

Johannes sieht nicht den leuchtenden Nachthimmel. Er denkt nur an Hilfe. Er merkt auch nicht, mit welch ungewöhnlich rasendem Galopp Mussa über die Landstraße fliegt. Er sieht nicht, daß die Sehnen des alten Tieres fast überspannt sind und jeden Augenblick reißen müssen. In der Ferne steigen schon Umrisse von Häusern auf. „Brav, brav, Mussa", feuert Johannes das Pferd an. Noch einmal gibt sich Mussa einen Ruck. Da stürzt er tot zusammen. Die Anstrengung war zu groß. Mit blutender Schläfe liegt Johannes daneben.

„Mussa!" ruft er mit ersterbender Stimme, „Mu—s—s—a." Dann ist es still. — —

Blutrot legt sich ein Schein des brennenden Moores auf die Landstraße. Da liegen zwei, die man ausgeschlossen hatte, die aber vielleicht treuer waren, als gewöhnliche Menschen und Tiere.

❀❀❀❀❀❀❀❀❀❀❀❀

Sinnsprüche

Stählt die Sinne und Gemüter!
Seid die Schirmer, seid die Hüter
Eurer eignen deutschen Güter!
Werdet deutsch gesinnt!

Was die Fremden Gutes machten,
Laßt uns immer gern beachten,
Aber nach dem Besten trachten
Für das Vaterland!

Hoffmann v. Fallersleben.

—

Sei nicht ein Wind- und Wetterhahn,
Und sang' nicht immer neues an!
Was du dir wohl hast vorgesetzt,
Dabei beharre bis zuletzt.

Feuerbach.

Der dicke Wirt

Humoreske. Deutsch von Wilh. Thal.
(Nachdruck verboten.)

3.

Toine war besiegt. Er mußte brüten, mußte auf die Dominopartien und jede Bewegung verzichten, denn die Alte beraubte ihn grausam jedesmal, wenn er ein Ei zerbrach, der Nahrung.

Er blieb, die Augen zur Decke gerichtet, unbeweglich, die Arme wie Flügel erhebend, auf dem Rücken liegen und wärmte an seinem Körper die kleinen Küken, die noch in den weißen Schalen eingeschlossen waren.

Er sprach nur noch mit leiser Stimme, als fürchtete er das Geräusch ebenso wie die Bewegung und beunruhigte sich wegen der gelben Bruthenne, die im Hühnerhof dasselbe Geschäft besorgte wie er.

Dann fragte er seine Frau:

„Hat die Gelbe heute abend gefressen?"

Die Frau ging von ihrem Manne nach den Hühnern und von den Hühnern zu ihrem Manne; sie war wie besessen und lebte nur in der Sorge um die kleinen Küken, die im Bett und im Nest reiften.

Die Leute aus der Gegend, die die Geschichte kannten, erkundigten sich mit neugierigem Ernste nach Toine. Mit leisen Schritten, wie man zu den Kranken geht, traten sie in seine Stube und fragten:

„Na gehts?"

„Gehen? nein", versetzte Toine; aber mir ist warm. Mir ist warm, als wenn mir Ameisen über die Haut liefen."

Eines Tages kam seine Frau ganz aufgeregt herein und erklärte:

„Die Gelbe hat sieben. Es waren drei schlechte Eier dabei."

Toine fühlte, wie ihm das Herz schlug. — Wieviel sollte er dann bekommen?

Die Leute schwatzten von der Sache in den Häusern. Gegen drei Uhr schlummerte Toine ein. Er schlief jetzt die halben Tage. Plötzlich wurde er von einem ungewöhnlichen Kitzeln unter dem rechten Arm geweckt. Er fuhr gleich mit der linken Hand dahin und packte ein mit gelbem Flaum bedecktes Tier, das in seinen Fingern zappelte. Seine Aufregung war so groß, daß er zu schreien anfing und das Kücklein losließ, das ihm über die Brust lief. Die Schenke war voller Leute. Die Trinker stürzten herbei, drangen in die Stube, bildeten einen Kreis um ihn wie um einen Seiltänzer, und die Alte nahm vorsichtig die Brut an sich, die ihr Mann ausgebrütet hatte.

Keiner sprach mehr ein Wort. Es war ein warmer Tag. Man hörte durch das geöffnete Fenster die gelbe Henne glucksen, die ihre Jungen zu sich rief.

Toine, der vor Aufregung, Angst und Unruhe schwitzte, murmelte:

„Ich habe noch eine unter dem rechten Arm."

Seine Frau fuhr mit ihrer großen, mageren Hand in das Bett hinein und holte mit vorsichtiger Bewegung ein zweites Kücklein heraus. Die Nachbarn wollten es sehen. Man reichte es sich zu und betrachtete es aufmerksam, als wenn es ein Phänomen wäre.

Zwanzig Minuten lang kam nichts zur Welt, dann lösten sich vier zu gleicher Zeit aus ihren Schalen.

Eine große Aufregung bemächtigte sich der Anwesenden. Toine aber lächelte, mit seinem Erfolg zufrieden, und begann auf diese eigentümliche Vaterschaft stolz zu werden. So einen wie ihn hatte man wohl doch nicht oft gesehen! Es war wirklich ein merkwürdiger Kerl!"

„So!" erklärte er. „Das sind sechs! Das wird aber eine Kindtaufe!"

Lautes Lachen erhob sich unter den Zuschauern. Zahlreiche Personen füllten die Schenke, während andere vor der Tür warteten. Man fragte sich:

„Wie viel sind's?"

„Sechs!"

Die Mutter Toine zeigte den Anwesenden die neue Familie, während die Henne verzweifelt gluckte, ihre Federn sträubte und die Flügel weit öffnete, um die immer größer werdende Schar ihrer Jungen zu schirmen.

„Da ist wieder eines!" rief Toine.

Er hatte sich geirrt, es waren drei! Das war ein Triumph! Das letzte Tierchen kam um 7 Uhr aus der Schale. Alle Eier waren gut! Und Toine küßte, außer sich vor Freude, glorreich das zarte Tierchen auf den Rücken und erstickte es fast mit seinen Lippen. Er wollte dieses letzte bis zum nächsten Morgen in seinem Bett behalten und empfand die Zärtlichkeit einer Mutter für dieses kleine Wesen, dem er das Leben gegeben hatte; doch die Alte trug es wie die andern fort, ohne auf das Flehen ihres Gatten zu hören.

Die Anwesenden gingen, entzückt von dem Ereignis sprechend, von dannen und Horslaville, der bis zuletzt geblieben war, fragte:

„Hör' mal, du lädst mich doch ein, wenn ihr aus dem ersten Frikassee machst?"

Bei dem Gedanken an Frikassee verklärte sich Toines Gesicht, und der dicke Mann erklärte:

„Na, aber ganz gewiß lade ich dich ein, lieber Schwiegersohn!"

Natürlich beruht die glückliche Lösung der Brutgeschichte auf einem geschickt angelegten Spaß von Toines Freunden, und die Frau Toine war mit ihrem Erfolg zufrieden.

Sonntagsfreude

Unterhaltungsbeilage der Brühler Zeitung

Nr. 5 Sonntag, den 28. Januar Jahrgang 1934

Seelen ohne Heimat

Die Seelen zahlloser Menschen sind wie Landstreicher, die keine Heimat haben, keinen eigenen Herd, zu dem sie in der Drangsal des Lebens zurückkehren, an dem sie rasten und sich wärmen könnten. Solche Menschen sind nie bei sich selbst zu Hause, sind immer draußen auf der Straße, landstreichern in fremden Gebieten herum, leben geistig von andern und fühlen sich oft noch wohl dabei. Sie haben es in der Jugend so gelernt und nie den Segen eines eigenen geistigen Heims verkostet. Bei einer Erziehung, die oftmals nur zum Arbeitstier vorbildet, ist es nicht verwunderlich, daß viele gar nicht daran denken, daß sie Herren und Herrscher eines herrlichen Reiches sind.

Und doch haben die Menschen nie so heiß nach einer geistigen Heimat verlangt wie heute. Weil die Menschen um uns täglich fremder und kälter werden, wenn die christlichen Ueberzeugungen und Lebensgrundsätze in der Oeffentlichkeit immer mehr zerfallen, wird das Heimweh nach einem warmen, friedlichen Herd im eigenen Innern riesengroß. Solche Sehnsucht lebte bisher vorwiegend in weichen, gemütvollen, besonders religiösen Naturen; aber bei einer zunehmenden Verderbnis der äußeren Lebensverhältnisse werden mehr und mehr Menschen von leiser Wehmut befallen und verlangen aus dem Lärm der Welt in die Stille des eigenen Herzens. Doch viele finden keinen Weg in sich hinein und klagen verzweifelt: „Ich kann nicht nach Hause, hab' keine Heimat mehr!" Arme Seelen ohne Heimat!

Also hat nicht jeder Mensch eine unverlierbare, unzerstörbare Zufluchtsstätte in seiner eigenen Brust? Nein, nicht jeder. Ich fürchte fast, die meisten Menschen haben heute keine. Warum? Weil sie sich nie eine solche gebaut haben. Auch in unserem Innern wird nichts von selber. Viele könnten freilich ihre Eltern und Erzieher anklagen, daß sie ihnen keine Anweisung dazu gegeben haben.

Von dem arbeitenden Volke, dem im heutigen Erwerbsleben so wenig Zeit für Seelenbildung bleibt, will ich einmal absehen. Ich will bloß die Gebildeten fragen, jene, die durch unsere hohen Schulen gegangen sind, die sich rühmen, die ganze Bildung unserer Zeit zu besitzen. Hat man euch dort gelehrt, daß es keine höhere Lebensweisheit gibt, als sich ein geistiges Haus zu bauen, darin man bei allen Stürmen des Lebens sicher und zufrieden und glücklich wohnen kann? Haben sie euch dort gesagt, daß es für den Bau eurer Seelenheimat kein solideres Fundament gibt als die Religion und keine dauerhafteren Eckpfeiler als Charakter, Selbstzucht, Genügsamkeit und Demut? — Ich weiß: viele von den Befragten würden gegen ihre Lehrmeister aufstehen und sie beschuldigen, daß sie ihnen auf die wichtigsten Fragen des persönlichen Lebens keine Antwort gegeben haben. Man kann auf unsern Gymnasien, Realschulen und Universitäten alles hören, nur nichts über Herzens- und Seelenbildung. Man führt dort den Schutt der Weltgeschichte zusammen, man prahlt mit den technischen Erfahrungen und Erfindungen unserer Zeit, man redet hochtrabend von der Weisheit der Inder, der Philosophie der Griechen und der Staatsklugheit der Römer; aber von den elementarsten Dingen der menschlichen Seele, deren Gesundheit und innere Kraft doch die Voraussetzung aller Studien ist, bekommt man nichts zu hören.

Das ist der Grund, warum die gebildete Jugend von heute seelisch so verwahrlost oder vereinsamt ist. Die Schlechten darunter sind mit Hohnlachen über das nichtssagende Gerede ihrer Lehrer weggegangen und haben sich mit dem Ungestüm der Jugend in den trüben Strudel des modernen Lebens gestürzt. Die Besten haben sich mit Empörung von dem geistlosen Kram unserer Bildungsanstalten abgewendet und auf eigene Faust im Leben umgesehen und nach geistiger Nahrung gesucht. Man mag darüber jammern, daß sie oft auf falsche Fährten gekommen sind; wer aber ist schuld daran? Gewiß nicht allein die jungen Menschen, die mit hungrigen Seelen vor ihren Lehrern gestanden sind, aber für ihren Hunger Steine statt Brot erhalten haben. Hätten die gebildeten Männer, die im Kriege so Hervorragendes leisteten, nicht auf dem Schoße ihrer Mütter mehr und Besseres in ihre jungen Gemüter aufgenommen: die Seelenbildung unserer hohen Schulen hätte sie nicht zu solchem Heldentum befähigt.

Es wird nach den seelischen Verwüstungen des Weltkrieges die dringlichste Aufgabe der Volksseele sein, das heimliche Königreich in jedem Menschen aufbauen zu helfen. — Der Weltkrieg hat die modernen Staaten gelehrt, daß die Seelenverfassung der Volksgenossen letzten Endes die ausschlaggebende Macht ist.

Uns Christen ist die Seele eines jeden Menschen ein Heiligtum, auch die Seele des ärmsten, unnützesten Krüppels; denn wir wissen, daß Gott sie also lieb hat, daß er seinen eingeborenen Sohn für sie hingab. Das ist Kultur, das ist ein welterlösender Gedanke, an dem sich die schmerzgebeugte Menschheit wieder aufrichten könnte. Daß diese Idee in der christlichen Welt heute keine sichtbare Wirkung mehr ausübt, kommt von der allgemeinen Oberflächlichkeit und Trägheit. Das ist wieder ein Punkt, wo jeder bei sich selber anfangen muß.

Darum bedenke jeden Morgen, daß du eine Seele hast. Behandle sie nicht geringschätziger als deinen Leib, dem du so viel Sorge und Liebe schenkst! Trotte nicht in der Welt herum, als hättest du nichts Wichtigeres zu tun als zu arbeiten, zu essen und zu sterben. Laß dich nicht von jedem Winde der öffentlichen Meinung hin und her werfen: wenige christliche Gedanken, wenn du sie bis auf die Tiefe denkst, genügen dir, um deine Lebensfragen und Zweifel zu lösen, so du mit deiner Seele zu Rate gehst. Bleibe wenigstens ein Stündlein des Tages daheim im stillen Gemach deiner Seele, damit Gott zu dir kommen kann. Denn Gott ist immer unterwegs zu allen Menschen, du mußt nur daheim sein, wenn er kommt! — Die Seele eines jeden Mitmenschen aber sei dir lieb wie dein Augapfel.

* Aus Sonntagsgedanken von Alfons Heilmann. Herder & Co., Freiburg i. Br.

❀❀❀❀❀❀❀❀❀❀❀❀

Septuagesima

Alle, die ihr müßig stehet
Auf dem Markte dieses Lebens:
Auf! in Gottes Weinberg gehet,
Sonst ist euer Tun vergebens!

Selig, die mit Freuden horchen
Auf den Ruf aus seinem Munde:
Jugend in des Lebens Morgen,
Männer, Frau'n zur Mittagsstunde!

Selig selbst, die erst ihm dienen,
Wenn ihr Tag sich schon will neigen:
Denn der güt'ge Herr wird ihnen
Gleichen Lohn wie andren reichen!

Weh', wer überhört sein Rufen:
Glück und Heil hat er verfehlet!
Denn wohl Viele sind berufen,
Aber Wen'ge auserwählet!

Ernst Julius Schmitz.

❀❀❀❀❀❀❀❀❀❀❀❀

Heimweh

Es bleibt ein Zug in jeder Menschenbrust:
Das ist die Sehnsucht nach der Heimat Lust,
Nach einer Heimat, die wir nie gesehn,
Doch deren Lüfte uns entgegenwehn.

Ich lausch' zu Tal; kaum rauschet mehr der Wald,
Es ist die Abendglocke leis verhallt.
Noch immer hört das Herz den frommen Klang:
Es läutet nach der Heimat sehnsuchtsbang.

Nun wird es dunkle Nacht; ich bin so müd'.
Was will die Träne, die im Auge glüht?
Im Tal ist's Nacht — die Heimat ist nicht fern!
Am Himmel blinkt sie endlos: Stern an Stern!

Franz Alfred Muth

Das Geheimnis des Fallbeils

Von Villiers de L'Isle-Adam. Deutsch von Wilhelm Thal.

(Nachdruck verboten.)

Am Abend des 5. Juni 1864 saß der Doktor der Medizin Edmond de la Pommerais in einer Zelle des Gefängnisses La Roquette, und zwar in einer Zelle, wie sie nur den zum Tode Verurteilten eingeräumt wird.

Schweigend saß er in der Sträflingskleidung auf seinem Stuhl und starrte mit wirren Blicken vor sich hin. Auf dem Tisch brannte eine Kerze und beleuchtete das totenblasse Gesicht des Verurteilten. Zwei Schritte davon stand ein Wärter mit verschränkten Armen, der ihn beobachtete.

Der Gefangene schien mit dem Leben abgeschlossen zu haben; in seinem Blicke lag weder Furcht noch Hoffnung. Er war ein Mann von 34 Jahren; etwas über mittelgroß, mit braunen Haaren und lebhaften, unruhig blickenden Augen. Seine Manieren und seine Bewegungen waren die eines Mannes von Welt.

Der Doktor de la Pommerais war vom Seine-Tribunal zum Tode verurteilt worden, weil er eine Dame seiner Bekanntschaft — eine Frau v. Pauw — vorsätzlich und in gewinnsüchtiger Absicht mit Digitalin vergiftet hatte.

Am Abend jenes 5. Juni wußte er noch nicht, daß seine Revision verworfen und das von seinen Verwandten eingereichte Begnadigungsgesuch abschlägig beschieden worden war. Auch dem Verteidiger war es beim Besuche des Herrschers nicht gelungen, die Umwandlung der Todesstrafe in Gefängnis zu erlangen.

Da der Beschluß des Gerichtes bekannt geworden war und noch an demselben Abend im Staatsanzeiger zur Veröffentlichung gelangte, so war der Scharfrichter Hendreich in Kenntnis gesetzt worden, das Urteil am 9. Juni, 5 Uhr morgens, zu vollstrecken. — —

Auf den Dielen des Flures hörte man plötzlich ein Geräusch, wie wenn Gewehre niedergesetzt würden; das Schloß knirschte, die Tür öffnete sich, Bajonette glänzten in der Dunkelheit, und auf der Türschwelle erschien der Direktor von La Roquette, Herr von Beauquesne, in Begleitung eines Besuchers.

De la Pommerais erhob das Haupt und erkannte in dem Fremden den berühmten Chirurg Armand Velpeau.

Der Wärter verließ auf ein Zeichen die Zelle, und auch Herr v. Beauquesne zog sich mit einer stummen Verbeugung zurück. Die beiden Aerzte blieben allein und sahen sich prüfend ins Auge.

Schweigend bot de la Pommerais dem Doktor seinen eigenen Stuhl und setzte sich dann auf das Lager, das er bald mit dem Grabe vertauschen sollte.

Der berühmte Kliniker rückte seinen Stuhl an den Verurteilten heran und begann mit leiser Stimme auf ihn einzusprechen.

*

Velpeau war damals 60 Jahre alt. Er stand auf der Strahlenhöhe seines Ruhmes, war Mitglied der Akademie und erster Professor an der chirurgischen Klinik zu Paris; seine Werke, welche eine Fülle von Beweisen boten und durch Klarheit der Darstellung sich auszeichneten, sicherten ihm einen Platz unter den Berühmtheiten des Jahrhunderts und verschafften ihm den Namen einer Leuchte der pathologischen Wissenschaft.

Nach kurzer Pause sagte er:

„Mein Herr, unter Aerzten kann man sich unnütze Beileidsbezeugungen ersparen. Uebrigens klassifiziert mich eine Rückenmarksschwindsucht, der ich in zwei bis zweieinhalb Jahren zum Opfer fallen werde, ebenfalls in die Reihe der zum Tode Verurteilten. Kommen wir also ohne Umschweife zur Sache."

„Sie halten meine Sache also für verloren?" unterbrach de la Pommerais.

„Man befürchtet es."

„Meine Stunde hat geschlagen?"

„Das weiß ich nicht, da aber noch kein Beschluß eingetroffen ist, so können Sie sicher noch auf einige Tage rechnen."

De la Pommerais fuhr sich mit der Hand über die Stirn und sagte:

„Nun, es sei, ich danke Ihnen. Ich werde bereit sein, ich war es schon, und habe nur noch den einen Wunsch, je früher, desto besser."

„Da der Beschluß auf Ihre Revision noch nicht eingetroffen ist", fuhr Velpeau fort, „so ist der Vorschlag, den ich Ihnen machen will, nur ein bedingungsweiser. Wenn Sie begnadigt werden, um so besser, wenn nicht ..."

Der große Chirurg schwieg.

„Wenn nicht?" fragte de la Pommerais.

Ohne zu antworten, nahm Velpeau ein kleines Etui aus seiner Tasche, öffnete es, zog eine Lanzette hervor, schlug die Sträflingsjacke des Doktors zurück und legte das Instrument dem Verurteilten auf den Puls.

„Herr de la Pommerais", sagte er, „Ihr Puls geht ruhig, ja, Sie besitzen eine Kaltblütigkeit, die mich in Erstaunen setzt. Das Anerbieten, welches ich Ihnen zu machen habe, muß — das bemerke ich Ihnen vorher — geheim bleiben. Es ist nur für einen Arzt, der Ihre Energie besitzt, bestimmt; nur ein Mann, der von der Bedeutung unserer Wissenschaft felsenfest überzeugt ist, und für den die phantastischen Schrecken des Todes nicht existieren, kann es ausführen; ein anderer würde meinen Schritt als Extravaganz, ja, vielleicht als verbrecherisch auslegen. Ich denke aber, wir wissen, wer wir sind; und Sie werden meinen Vorschlag, so sonderbar er Ihnen auch zuerst erscheinen mag, aufmerksam und mit der ihm gebührenden Achtung anhören."

„Ich höre, mein Herr, erwiderte de la Pommerais.

„Sie wissen wohl", fuhr Velpeau fort, „daß eine der interessantesten Fragen der modernen Physiologie die ist, zu erfahren, ob irgend ein Erinnerungsvermögen, irgend welche wirkliche Empfindung in dem Schädel des Menschen nach dem Niederfallen des Kopfes noch vorhanden ist?"

Der Verurteilte zitterte bei dieser unerwarteten Eröffnung, faßte sich dann aber und sprach:

„Gerade als Sie eintraten, Doktor, war ich mit diesem Problem beschäftigt, das mich heute doppelt interessiert."

„Sie haben alle diesbezüglichen Bücher studiert, nicht wahr?"

„Gewiß, und ich wohnte sogar einmal einer an dem Körper eines Hingerichteten vorgenommenen Sektion bei."

„So! Nun, lassen wir das ... Sind Sie vom chirurgischen Standpunkte über die Fuktionen der Guillotine genau unterrichtet?"

La Pommerais sah Velpeau in die Augen und erwiderte kalt:

„Nein, mein Herr!"

„Ich habe den Apparat heute untersucht", fuhr Velpeau in kaltem Tone fort, „und ich kann Ihnen sagen, es ist ein ganz ausgezeichnetes Instrument. Das Beil arbeitet mit unfehlbarer Sicherheit und schneidet den Hals des Verurteilten in einer drittel Sekunde herunter. Der Enthauptete kann also bei diesem zeitigen Schlage nicht mehr Schmerz empfinden, als ein Soldat, dem ein Granatstück auf dem Schlachtfelde den Arm fortreißt. Die Empfindung ist also infolge der geringen Zeit gleich Null. Ich habe nun die Ueberzeugung, die sich auf 100 Experimente und meine eigenen Beobachtungen gründet, daß das Abhauen des Kopfes bei dem hingerichteten Individuum eine absolute Starre hervorbringt. Schon die Ohnmacht, welche bei dem Verlust von 4 bis 5 Liter Blut, welche aus den Blutgefäßen spritzen, hervorgebracht wird, würde genügen, die Gegner der Todesstrafe zum Schweigen zu bringen. Nein, nicht die wirkliche Hinrichtung, sondern das nervöse Fieber der Erwartung, die Feierlichkeit der letzten Augenblicke, die ganzen Vorbereitungen zum Hinrichtungsakte sind der wirkliche, das heißt auch nur eingebildete Schmerz."

„Sie haben recht, Doktor Velpeau", erwiderte La Pommerais, „das ist's auch nicht, was ich fürchte."

„Wollen Sie sich nicht genauer ausdrücken?" fragte der andere.

„Hören Sie", murmelte La Pommerais nach kurzem Schweigen, „ich glaube, die Organe des Gedächtnisses und des Willens werden von dem Henkerbeile nicht berührt. Wir haben zu viele ähnliche, ebenso beunruhigende wie unverständliche Fälle gehabt, und ich kann daher nicht ohne weiteres an die unmittelbare Bewußtlosigkeit eines Hingerichteten glauben. Wie oft hat man sich von Köpfen erzählt, die, angerufen, sich nach dem Fragenden umgewendet haben."

„Es liegt Ihnen also daran, dieses Problem zu lösen", fragte Velpeau, dem Verurteilten fest ins Auge blickend. „Nun, sprechen wir offen, deshalb bin ich hier. Ich bin von einer Kommission der medizinischen Fakultät gesandt, und hier ist mein vom Landesherrscher unterzeichneter Erlaubnisschein. Er besitzt genügende Vollmacht, um im nötigen Fall Ihre Hinrichtung auch um einige Tage zu verschieben."

„Erklären Sie sich näher, ich verstehe Sie nicht", sagte La Pommerais bestürzt.

„Herr Pommerais, im Namen der Wissenschaft, die uns allen teuer ist, fordere ich von Ihnen die größte Energie und Unerschrockenheit, die man von einem Menschen verlangen kann. Wenn Ihr Gnadengesuch verworfen wird, so sind Sie als Arzt das maßgebendste Objekt zur Lösung unseres Problems. Ihre Mitwirkung würde also für uns von unschätzbarem Werte sein. Allerdings kann das Resultat, selbst wenn Sie dazu geneigt sind, ein durchaus negatives sein, doch habe ich allen Grund, anzunehmen, daß wir mit Ihrer Hilfe der modernen Physiologie einen ungeheuren Dienst leisten würden. In diesem Falle würde Ihr Name eine Berühmtheit sondergleichen erlangen, und der wissenschaftliche Ruhm würde das soziale Verbrechen, dessen Sie sich schuldig gemacht haben, für immer verstummen machen."

„Ah", rief La Pommerais, der leichenblaß geworden war, mit seltsamem Lächeln, „jetzt fange ich an zu begreifen. Aber wie wollen Sie Ihr Experiment anstellen? Unter Anwendung des galvanischen Stromes? Durch Einspritzung künstlichen Blutes?"

„Es versteht sich von selbst, daß Ihre Ueberreste nach dem traurigen Akte unbehelligt in der Erde ruhen und kein Skalpell Sie berühren wird ... Nein, beim Niederfall des Beiles werde ich an Ihrer Seite stehen, Ihr Kopf wird so schnell wie möglich aus den Händen des Scharfrichters in die meinen übergehen. Unmittelbar darauf werde ich Ihnen deutlich ins Ohr rufen: Herr de la Pommerais, gedenken Sie unserer Verabredung und senken Sie dreimal hintereinander die Wimper Ihres linken Auges und halten Sie das andere weit geöffnet. Wenn Sie mir in diesem Augenblick durch dieses dreimalige Augenblinzeln zeigen können, daß Sie mich gehört und verstanden haben, so wird das genügen, um der Wissenschaft eine bedeutende Handhabe zu liefern. Dann wird man Sie in Zukunft nicht mehr als Verbrecher verfluchen, sondern Ihr Andenken als das eines Helden der Wissenschaft segnen."

Bei den letzten Worten war Herr de la Pommerais, so tief ergriffen, daß er eine Minute lang wie versteinert schwieg. Dann erhob er sich, ohne ein Wort zu sprechen, ging nachdenklich ein paar Schritte hin und her und sagte dann, traurig den Kopf schüttelnd:

„Der entsetzliche Schlag wird mir alle Besinnung rauben! Ihren Wunsch erfüllen ist mehr, als menschliche Kraft, menschlicher Wille vermag. Uebrigens behauptet man auch, daß die „Lebensfähigkeit" nicht bei allen Enthaupteten dieselbe ist. Indessen, mein Herr, kommen Sie am Tage der Hinrichtung wieder, ich werde Ihnen dann antworten, ob ich zu diesem entsetzlichen Experimente bereit bin oder nicht."

„Auf Wiedersehen also, Herr de la Pommerais", sagte Velpeau, sich erhebend. „Ueberlegen Sie sich meinen Vorschlag."

Einen Augenblick später verließ Doktor Velpeau die Zelle, der Wärter trat wieder ein, und der Verurteilte streckte sich auf sein Lager.

Vier Tage später traten Herr v. Beauquesne, der Gefängnispriester Abbe Croszes und der Oberstaatsanwalt Potier in die Zelle des Verurteilten. Pommerais erhob sich mit totenblassem Gesicht von seinem Lager und kleidete sich schnell an. Dann sprach er etwa zehn Minuten mit dem Abbe und wandte sich dann zum Doktor Velpeau, der eben die Schwelle überschritt, mit den Worten:

„Ich habe gearbeitet, sehen Sie her!" Dabei hielt er während der Verlesung des Todesurteils die rechte Wimper geschlossen, während er mit dem linken Auge den Arzt starr anblickte.

Velpeau verneigte sich tief, wandte sich dann zu dem Scharfrichter Hendreich, der eben mit seinen Gehilfen eintrat und wechselte mit ihm einen raschen Blick des Einverständnisses.

Der Verurteilte warf sich einen Mantel über die Schulter, wies das Glas Branntwein, das man ihm darreichte, zurück und wandte sich dann zur Tür. Auf der Schwelle sagte Velpeau zu ihm mit leiser Stimme:

„Seien Sie bereit, und möge sich Gott Ihrer Seele erbarmen."

Die Tore wurden aufgerissen, der Verurteilte trat ins Freie. Auf dem Platze herrschte nur ein mäßiges Leben. In der Mitte erhob sich das schwarz ausgeschlagene Schaffot, um welches eine Abteilung Soldaten gruppiert war; dahinter hielten in einer Entfernung von 10 Schritten im Halbkreise aufgestellt eine Anzahl berittener Gendarmen mit gezogenem Säbel. Unter dem nicht allzu zahlreichen Publikum bemerkte man einige eifrig schreibende Vertreter der Presse.

Bei diesem furchtbaren Anblick zitterte der Verurteilte, schritt dann aber entschlossen auf das Schaffot zu und stieg die Stufen hinauf. Am Richtblock angekommen, küßte er das Kruzifix, das ihm der Abbe vorhielt und übergab diesem einen Brief mit den leise gemurmelten Worten:

„Für sie!"

Tiefes Schweigen herrschte. Plötzlich begann die Uhr zu schlagen, deren letzten Ton der Verurteilte nicht mehr hören sollte. De la Pommerais kniete nieder und bemerkte in demselben Augenblicke seinen Kollegen, der ihn mit starren Blicken betrachtete.

Entsetzt schloß er die Augen. Plötzlich flimmerte das Beil in der Luft, sauste hernieder, der irdischen Gerechtigkeit war Genüge getan. Noch hörte man das Zischen des Richtbeils, da ergriff der Nachrichter das blutende Haupt des Hingerichteten, um es mit Blitzesschnelle dem Doktor Velpeau zu überreichen.

Velpeau neigte sich schnell zu dem blutüberströmten, gräßlich verzerrten Kopfe hernieder und rief ihm die verabredete Frage in das rechte Ohr. So kühn und kaltblütig der berühmte Arzt auch war, er zitterte doch bei dem Resultat: die Wimper des rechten Auges senkte sich, während das linke Auge ihn anblickte.

„Im Namen des Allerhöchsten, noch einmal dieses Zeichen!" rief er wie außer sich.

Die Wimpern zuckten wie in einer inneren Anstrengung, hoben sich aber nicht mehr. Das Gesicht wurde starr und unbeweglich, es war vorüber.

Doktor Velpeau gab den toten Kopf dem Scharfrichter zurück, der den Korb wieder öffnete und das Haupt dem Gebrauche gemäß zwischen die Beine des erkalteten Rumpfes legte.

In tiefes Sinnen verloren, schritt Doktor Velpeau seiner Behausung zu, wo er seine Entdeckung getreulich niederschrieb, um sie am Abend der medizinischen Fakultät zu unterbreiten.

In der Nacht ...

Von Antonius Franz

(Nachdruck verboten.)

Ueber das Moordorf der Heidentsch bricht der Abend herein. Um die kleinen Häuser legen sich Schatten, die wachsen, umschlingen sich über den Giebeln und steigen dann zum müde werdenden Himmel empor. Dort setzt sich Stern an Stern an. Aber sie strahlen nicht hell. Wie flackernde Kerzen schwelen sie bald geisternd auf, bald verschwinden sie im dichten Dunst. Eilende Wolkenschwaden gehen über sie hin. Bald ziehen sie in großen Massen; bald irrt einsam nur ein schwaches Dunstgebild über das Sternenlicht. Das Moorland raucht nicht mehr. Es liegt atemlos, als schliefe es schon tief. Nur hier und dort scheint von der weiten Fläche noch blaß und fahlend das versunkene Abendlicht. Sonst aber liegt alles schon in Dunkelheit gehüllt.

In den Hütten sind die Stubenlichter angezündet. Je mehr die Nacht an Dichte zunimmt, um so stärker wirken die hellen Fenster. Es könnten Warnlichter sein, die in regelloser Folge aus der Finsternis scheinen.

Mitten in dem Moordorf liegt ein kleines verwittertes Steinhaus. Davor brennt eine Laterne in trübstem Licht. In diesem Hause wohnt kein Mensch. Das war aber vor noch nicht drei Jahren gewesen, da hatte in der einen Kammer, worin jetzt die Feuerspritze und übriges Gemeindegerät stand, der Johannes gewohnt. Einmal, über Nacht, war er fortgegangen. hatte den alten Gemeindehengst „Mussa", der in dem Anbau, der sich an die Kammer anschloß, seinen Stall hatte, zurückgelassen, so daß das Tier fürerst ohne Pflege war. Seit jener Zeit ist der alte Mussa noch gebrechlicher geworden, als er es an und für sich schon war. So, wie der Johannes für ihn gesorgt hatte, umhegt ihn niemand mehr.

Heute nacht ist sein Stall vollkommen dunkel. Wolken halten den Schein von Mond und Sternen zurück.

Der alte Mussa hat den Kopf tief gesenkt, sein knochiger Leib hängt lässig und schwer, sein Fell ist struppig. Der Tag war wieder voll harter Arbeit gewesen. Ein paar Fuhren schweren nassen Torfes mußten zur entfernten Stadt gefahren werden. Auf der durchweichten Landstraße waren Peitschenhiebe über seinen Rücken gesaust, da er nicht weiterkonnte. Noch spürte er brennend die Stellen. Er ist müde, sehr müde. Aber er kann nicht zur Ruhe kommen. Ob es das Hungergefühl ist, denn das Futter war wieder sehr karg; oder ist es das Wittern irgendeinen Ereignisses? Ab und zu schlägt er unruhig mit seinem linken Vorderfuß auf den Steinboden oder scharrt die Steine und der Schall sucht schnell und irrend durch das Dorf zu verhallen.

Die Nacht wird noch dunkler. Dichter drängen sich am Himmel die Wolken zusammen. Es kann sein, daß bald ein wilder Wind über das Moorland fegen wird. Schon will das Moor naß aufquillen, und hier und da wetterleuchten kleine Feuerfunken, zünden und erblassen.

Vor dem Moordorfe, meilenweit über die Heide, liegt eine größere Siedlung. Zwischen beiden Niederlassungen zieht sich eine lange Landstraße über die Heide. Sie ist ein Streifen ganz einsamen Wanderweges, links und rechts nur Moor und weite, weite Heide und Moor, immer wieder Moor.

In dieser Nacht zieht ein Wanderer einsam diese Straße. Scheint der Mond für einen Augenblick durch zerklüftetes Wolkengewoge, so ist sein Schatten groß und stark. Aber fast jugendlich ist das Blut, das durch die Adern des Wanderers rollt, obgleich die Gestalt gebeugt ist. Trotz der etwas hastigen Bewegung scheint Traurigkeit das bleiche, müde Gesicht zur Erde zu ziehen.

Es ist Johannes.

Wie ein Suchender kehrt er heim in sein Dorf. In den Häusern sieht er ein Licht nach dem andern erlöschen, je näher er dem Dorfe kommt.

Als er vor drei Jahren fortging, war es auch Nachtzeit gewesen. Wie er leise durch das Dorf sich schlich, war auch ein Stubenlicht nach dem anderen erloschen. Damals hatte er es gern gehabt, weil er als Dieb seine Heimat verließ. Heute stimmt ihn das aber noch viel, viel trauriger. Wieviele Monate war er doch in der Fremde umhergeirrt, und der kleine Diebstahl, den er an seinem Herrn begangen hatte, war hart und schwer gesühnt worden. Seine Kleider waren abgetragen und zerzaust und die Hände von schwerer Arbeit zerrissen und unheimlich geschwollen. Und zudem war noch eine unnennbare Sehnsucht zu dem kleinen Moor-